

Es waren einmal vier Städte hinter der Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Die Tagesberichte meldeten ihre Aufgabe. Wir sind aus ihnen herausgezogen, freiwillig, aber verstoßen, ohne laute Abschiedsklänge, aber mit einem leisen „Muß i denn . . .“ im Herzen. Ein wenig betrübt auch, geben wir's ruhig zu. Aber mit einer unerschütterlichen Zuversicht: was hier geschieht nach dem Plane Hindenburgs, das ist wohl-erwogen und glänzend durchgeführt. Solche Zuversicht ist Trost und Stärke. Es lebe Hindenburg!

## Grabennacht

Von Johannes Schönherr

Noch wetterleuchtet rings die Front. In tiefen Heimwehwunden brennt  
Bald ist der letzte Lauf verglüht. Der Sterne Licht das Herz mir aus.  
Am dunkelblauen Horizont O blau gewölbtes Firmament,  
Des Mondes zarter Kelch erblüht. Bist du der Sehnsucht Vaterhaus?

Des süßen Friedens Silberstrom Ach, meiner Zweifel Angst und Pein  
Weht traumhaft durch die Totengruft Berstilt das große Schweigen nicht.  
Der Schühengräben vor Bapaume. Mich quält der Nacht Tiefeinsamkeit,  
Einsam steh' ich in Glanz und Duft. Das zentnerschwer aufs Herz mir bricht.

Mit Silber krönt der reise Mond  
Der Häuser Trümmer und Wirrsal —  
O sieh, gefesselt und entthront,  
Den Frieden dort am Marterpfahl.

### Georg Herwegh

Das Jahr 1841 in Preußen. Eine „arretierte, niedergedrückte Zeit“, wie Heine sie nannte. Preußen hatte ein königliches Geschenk erhalten, die Verschärfung der Zensur, die Bücherverbote, die Drangsalierung der liberalen Beamenschaft. Das war der Ausklang der Hymne auf den neuen König, das das Resultat der Hoffnungen, die der Fortschritt an die

Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. geknüpft hatte. National-einheit, Pressefreiheit und Volkser-tretung blieben, was sie gewesen waren — schöne Worte, goldene Äpfel am Baume der Phantasie. Einmal im Besitze des Thrones, setzte der neue Herrscher aller liberalen Sehnsucht den Fuß auf den Nacken, entpuppte sich als ein schöngeistiger Poseur, der die bürgerliche Geste liebte und der sein feudales Macht-

bewußtsein, sein pietistisches Gottesgnadentum mit freiheitlichen Phrasen verbrämte. Das freie Wort aber wurde erwürgt, die Intelligenz tat gut daran, sich im Schweigen zu üben, das junge Deutschland wartete hinter den Grenzpfählen auf bessere Zeiten.

Dies war die Atmosphäre, ge-schwängert von unterdrückter Oppo-sition und Auflehnung, die den preußischen Vormärz erfüllte. In diese Verhältnisse, in diese bedrückten Lage schlug plötzlich ein kleiner Band Gedichte wie eine Bombe ein. Es war Herweghs große Tat, die „Ge-dichte eines Lebendigen“, mit der der Sänger der Freiheit, „die eiserne Lerche“, zum ersten Male seinen Ex-plosivstoff in die deutsche Welt schleu-derete. Brandlieder waren es, von einem erhabenen Unwillen getragen, von gewaltiger Sehnsucht nach sozialer Erlösung durchglüht, Lieder, über denen der Geist der großen Revo-lution schwebte und die in schönen und starken Worten die Machthaber geißelten, die ein gellender Kampfruf waren im alten, stummen Kriege zwischen Regierenden und Unter-tanen. Nie hatte man, umweht vom ästhetischen Gesäusel der Spätroman-tik, eine so starke und mutige Sprache in Deutschland vernommen, dem ewigen Bedürfnisse der Völker nach Recht und Freiheit liehen diese Ge-dichte endlich Rhythmus und Form. Ihr Sang drängte sich in alle Kehlen, ihre Worte schwebten auf allen Lip-pen, ihre kriegerische Musik belebte die Herzen.

\*

Ein Vierundzwanzigjähriger war es, der die Augen der ganzen Welt auf sich lenkte. Die „Gedichte eines Lebendigen“ waren Ausgang und Zenit seines Ruhms. Hundert Jahre

sind seit dem Tage seiner Geburt ver-flossen, der Dichtername Georg Herwegh, des weltbürgerlichen Schwa-ben, ruht längst eingesargt im großen Mausoleum der Literaturgeschichte. Aber der Kämpfer Herwegh, der an einem Frühlingsmorgen das Nahen der Revolution verkündete, den der reale Kampf der Hungrigen mit den Satten, der Mächtigen mit den Recht-losen vom beschaulichen Leben des Poeten auf die Gasse rief, der po-litische Sänger ist untrennbar mit der inneren fortschrittlichen Entwic-klung Deutschlands verbunden. Mehr als alle Programme und Postulate wirkten seine Balladen, das Volk sang seine Lieder, die überzeugendere Beweisraft in ihren Refrains hatten als hundert gut ausgeklügelte dema-gogische Reden. Dem „armen Jakob“, den sie ins Grab legen, ruft er zu:

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,  
Drin sie dich ohne Hemd begraben:  
Es wird kein Fürst am jüngsten Tag  
Noch reine Wäsche haben.

Und die franke Liese, die durch das vornehme Faubourg eilt, weil zu Hause kein Bett für ihres Leibes erste Frucht bereitet ist, sie hört bei den Palästen die fürchterliche Stimme des Dichters, wenn sie einen Blick auf die Herrlichkeiten der Reichen wirft:

Marsh, Liese, weiter zum Spitale,  
Dort kommt das Volk zur Welt.

Ferdinand Lassalle wurde von diesem kampffreudigen Barden, der die Idee des Sozialismus poetisch verklärte, unwiderstehlich angezogen, Karl Marx, Ludwig Feuerbach, Ar-nold Ruge und selbst Bakunin, der kühne Zerstörer, der Vater des Nihilismus, sie nannten sich seine Freunde und schöpften aus diesem Born An-regung. So wurde Herwegh einer der Kämpfer der zentralen europäischen

Demokratie. In diesem unruhigen Kopfe aber gärten die Gedanken allzu sehr, und seiner politischen Persönlichkeit fehlte das Prägnante, Programmatische, fehlt Richtung in hohem Maße. Das, was dem politischen Dichter genügte, die Sehnsucht nach Freiheit, der revolutionäre Grundgedanke, der Kampf gegen veraltete Gesetze im Vaterlande, das Verlangen nach einer Einigung Deutschlands durch Preußen, der Haß gegen die Vorrechte der Aristokratie war für den sozialen Führer ein zu allgemeines Programm. Etwas Systemloses, allzu Freiheitliches in seiner eigenen Beschaffenheit machten ihn zur praktischen Arbeit unfähig, jedes Parteiwesen, jedes Sichfügen in einer Organisation war seinem Wesen zuwider. Aber er konnte mit den Glenden und Geknechteten fühlen, ein Gott gab ihm, zu sagen, was sie leiden, und manchmal erfüllte ihn jener hellseherische Geist, der ihn auf dem Wege rein dichterischer Intuition das Voraussehen ließ, was für den Wissenschaftler, den Denker nur das Resultat langer Lebensarbeit ist. Vieles, worum Herwegh gestritten, hat die Revolution geschaffen, die Zeit gebracht, und selbst seinen unerschütterlichen Glauben an die Lebenskraft Polens verwirklicht eine spätere Zeit, die die Selbständigkeit Polens auf Blut und Trümmern errichtete.

Er aber war ein ewiger Jüngling, immer der Bierundzwanzigjährige, dem die Freiheit die flammende Göttin war, der man mit dem Schwerte in der Hand, ohne zu zagen und hingebungsvoll zu dienen hat. Der Jüngling war es noch immer, der im Frühling 1848 die unbefohlene Exkursion nach Baden unternahm, den berühmten Marsch der „französisch-deutschen Legion“ von

Strasbourg über den Rhein, um im Großherzogtum, auf die Ereignisse in Wien bauend, die Revolution zu proklamieren. Man denke: Eine Armee von 650 Freiwilligen, Arbeitern aus Frankreich, von denen ein Teil erkrankte, ein Teil desertierte und nur der kleinste Teil bewaffnet war. Der Rest half sich mit Sensen und Piken. Das war die Schar, an deren Spitze Herwegh, der von militärischen Dingen nichts verstand und nur als geistiges Oberhaupt mitging, den Rhein überschritt. Denn Herwegh lebte seit dem Jahre 1841, ausgewiesen aus Preußen, in Zürich, Genf, hauptsächlich aber in Paris, wo sich die Freiwilligenschar um ihn gesammelt hatte. Es kam, wie es kommen mußte. Beim ersten Zusammenstoß mit der Kompagnie eines württembergischen Regiments unweit des Dorfes Dossenbach wurde die Legion geschlagen, Herwegh mußte in die Schweiz flüchten und entging durch die Geistesgegenwart seiner tapferen Frau, die ihn begleitete, mit knapper Not der Gefangenschaft, einem sicheren Tode aus der Hand des Feindes, der einen hohen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte.

Die Geschichte hat sich mit wildestem Spotte auf dieses Abenteuer gestürzt. Für Herwegh aber begann von diesem Zeitpunkte an eine langsam fortschreitende Enttäuschung an allen reformatorischen Bestrebungen. Auch der Dichter verstummte langsam. Es ward ihm das bittere Los zuteil, sich selbst zu überleben. Er mußte schließlich erkennen, daß man mit Gedichten, mit Literatur die bestehende Ordnung nicht aus den Angeln hebt und daß die Revolution der Zukunft nicht politisch, sondern wirtschaftlich sein muß.

\*

Was wir von ihm in unsere Tage hinübergewonnen haben, sind seine Gedichte, manche von hoher poetischer Schönheit getragen, wie: „Ich möchte hingehen wie das Abendrot“ oder „Das Reiterlied“, die meisten aber agitatorischer Natur. Ein mächtiges Pathos lebt in ihnen, ein Glanz der Sprache, eine Kraft der Überzeugung, die die Massen widerstandslos erfaßte. In ihnen wohnt keine ruhige Betrachtung, kein gemäßigter Liberalismus wie bei Freiligrath, ein Fanatiker flammte in ihren Strophen auf, die Fadel der Revolution lodert in ihnen. Halbheit vermochte Herwegh nicht zu ertragen, heftig erhob er sich gegen alle Neutralität in den gewaltigen Fragen des Lebens, so wie er gegen die in seiner Zeit beliebten Justizmittellehren eiferte. An Freiligrath, der ihm die Herabsetzung des dichterischen Strebens durch seine politische Lyrik vorwarf, schrieb er die männlichen Worte: „Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftsteller sein, ich schreibe bloß, was hinaus muß, und habe vor der Kunst, etwas, gleichviel was, bloß hübsch zu sagen, den tiefsten Abscheu. Verse schmieden und schön schreiben ist Millionen Menschen gegeben. Ich will Menschen aus einem Gusse, ganze Menschen, keine, die aufs Publikum spekulieren, ich will Richtung, und da unsere Unverfälscht ewig nicht zum Handeln kommt, einseitige Richtung.“ Seine Lieder hatten Platens vollendete Form, Bérangers Liebhaftigkeit, der Refrain, ihre kräftige Musik machte sie vollstündlich. Unter dem Dreigestirn der politischen Lyrik, Herwegh, Dingelstedt und Fallersleben, Kinder ihrer Zeit und Sänger der Not dieser Zeit, ist Georg Herwegh der Bedeutendste. Er liebte die Freiheit so, wie Byron seinen Weltschmerz, Heine

seine Melancholie liebte. Sie war seine Muse. Die Tendenz mag die Poesie bei ihm zeitweise erdrückt haben, aber er war ein Mann, auf den ganz Deutschland an diesem Gedenktage mit Stolz und Liebe blickt, ein tapferer Soldat im Befreiungskampfe der Menschheit, ein mutiger Tirailleur, ein Fahnenträger, der den Unterdrückten das Panier vorantug.

\*

Bei R. Luz in Stuttgart ist vor einiger Zeit der aufschlußreiche Briefwechsel Herweghs mit seiner Braut erschienen.

Thekla Blech-Merwin

### Ein deutscher Rasolnikow

Randbemerkungen zu Hermann Horns Roman „Der arme Buchbinder“ (Verlag von Egon Fleischer & Co., Berlin).

„Wie er trambefangen näher darauf zugehen mußte, wuchsen rechts und links von dem ungeheuern Maul wie Krebschernen ungeheure Arme. Die langten stumm nach ihm und winkten. Und nun war das Ganze ein schreckliches Antier...“ An dem Buchbinder Leopold Stettner, der in der Nacht vor seiner Lat so träumt, ist ein Dichter verloren gegangen. Nur daß dieser Leben und Dichtung miteinander verwechselt. Seine Phantasie geht ihm durch; das ist seine einzige Schuld. Denn an der Logik seiner Beweisführung läßt sich schlechterdings nicht rütteln. Ein Psychiater würde vielleicht etwas von moralischem Schwachsinn murmeln. Mir gleich. Hier ist wieder einmal einer, dem das soziale Fragezeichen unserer Zeit auf die Stirn gebrannt ist. Aber kein Mann der

Deutsches Literaturarchiv/Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N.

Aus der Bibliothek habe ich entliehen:

(Bitte mit Kugelschreiber ausfüllen)

Zeitschriftentitel

März

Signatur

Hesse Sg.  
Pfm 641.1

Datum

30.1.90

Jahrgang, Erscheinungsjahr, Seitenzahlen

II, II (1977) S. 486-489

Beitrag: Verfasser, Kurztitel

Th. Blech - Marwin, Georg Herwegh

Name des Entleihers

Wohnort

Herрман (Xerox)

Straße

Einen Durchschlag dieses Leihscheins erhalten Sie als Beleg der Rückgabe.